

Thomas Lang: „Melville verschwindet“

Auktoriales Maskenspiel

Von Michael Eggers

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 03.02.2026

Der Amerikaner Herman Melville hat nicht nur den Epoche machenden Walfängerroman „Moby Dick“ verfasst, sondern selbst ein höchst ereignisreiches, abenteuerliches Leben gehabt. Thomas Lang nimmt es zum Anlass für eine umfangreiche, sowohl fiktionale als auch dokumentarische literarische Reflexion.

Der Autor, den Thomas Lang zum Thema seines neuen Romans gemacht hat, ist ein literarisches Schwergewicht: Herman Melville, Verfasser so berühmter Erzählungen wie „Bartleby, der Schreiber“ oder „Billy Budd“ und natürlich eines der bedeutendsten Romane der Weltliteratur: „Moby Dick“. Und ja, wie zu erwarten, geht es bei einem Roman über Melville auch darum, wie dieser Mitte des 19. Jahrhunderts seinen epochemachenden Walfängerroman geschrieben hat, welche Anstrengung das für ihn bedeutete und in welcher Lebensphase er sich zu dieser Zeit befand – aber eben nur auch.

Schillernde Identität

Melvilles Autorschaft von „Moby Dick“ ist nur eine der unzähligen Episoden aus dem abenteuerlichen Leben des amerikanischen Schriftstellers, die Lang in seine Erzählung einbindet. In deren Verlauf wird die Identität Melvilles schließlich immer schillernder und ungreifbarer. Dieses zentrale Motiv des Identitätswechsels wird schon auf den ersten Seiten gesetzt, wenn Melville sich im Spiegel seiner Waschkommode betrachtet und unvermittelt ein zweites Antlitz offenbart, das von einem Moko, einer polynesischen Tätowierung, überzogen ist:

Thomas Lang

Melville verschwindet

Berlin Verlag

448 Seiten

25 Euro

„Er fährt mit der Hand zur rechten Augenbraue, fasst sie mit zwei Fingern und zieht. Die Braue wölbt sich, dann löst sie sich, von außen nach innen. Melville legt sie auf das Regalbrett an der Wandseite des Waschtischs. Er fährt mit der zweiten Braue fort, löst sie ab, legt sie zur ersten. Sein Gesicht wirkt nun gelogen. Anschließend fährt er sich ins Haar und zieht die Perücke vom Kopf. Darunter kommt dunkles, lockiges Haar zum Vorschein. Er wuschelt es durch. Mit den Fingernägeln kratzt er am Haaransatz, kriegt etwas zu fassen, zieht mit ganzer Kraft (viel. besser: mit Gewalt), erst vergeblich, aber als er die andere Hand zu Hilfe nimmt, löst sich die Maske in einem Rutsch von seinem Kopf, wellt sich sein erstes Gesicht, verzerren sich die Züge in seiner Hand, fällt das Kinn ein, während die kleine Nase steht. Weiterhin vornübergebeugt, studiert er sein neues, nun nicht mehr weißes, ganz von einem Moko überzogenes Gesicht.“

In Szene gesetzt ist hier die Verwandlung der Romanfigur Melville in Te Pēhi Kupe, einen Maori-Häuptling, den Melville selbst nie getroffen hat. Zwar hat er auf seiner Fahrt mit einem Walfänger die südpazifischen Inseln und deren indigene Bewohner kennengelernt, der erwähnte Häuptling aber war zu dieser Zeit längst tot. Und er spielt im weiteren Verlauf des Romans auch keine Rolle mehr. Die Szene aber steht exemplarisch für die Art und Weise, wie Thomas Lang die Biografie Melvilles zu einem literarischen Fantasienspiel verdichtet. Denn immer wieder greift er zurück auf die den Menschen Melville prägenden Momente, um sie nicht einfach nachzuerzählen, sondern fiktional anzureichern und literarisch auszugestalten: durch Perspektivwechsel, durch Hinzugedichtetes und durch Zeitsprünge etwa. Oder indem er die literarische Einbildungskraft Melvilles zu seiner eigenen macht und die Erlebnisse, Eindrücke und Sehnsüchte dieses Autors narrativ entfaltet.

Gerade an solchen Stellen schreckt er auch nicht davor zurück, einzelne Situationen – wie etwa die eben zitierte – bis ins Surreale zu treiben und auf diese Weise symbolisch zu verdichten. Verflochten sind diese biografischen Bruchstücke mit einer in der Gegenwart spielenden Metaebene, erzählt von einer Figur namens Meander. Dieser ist seinerseits literarischer Autor und beginnt sein Narrativ auf eine Weise, die auf den berühmten Romanfang von „Moby Dick“ anspielt. „Call me Ishmael“, lautet dort der erste Satz, „Nennt mich Ismael.“ Bei Meander klingt das so:

„Don't call me names. Beschimpft mich nicht. Oft finde ich keine Linie in meinen Gedanken, meine Fantasie schlägt Haken. Nichts, was ich sage (viel. besser: schreibe), ist stringent. Ich habe keine Sprache und brauche auch nicht, was man eine Sprache nennt. Vielleicht war das schon immer so. Ich habe es früher anders empfunden. Früher schrieb ich Romane; es gab sogar eine Zeit, in der ich publiziert wurde. [...] Schließlich begann die Zeit, da ich schwieg. Ab da entstanden meine besten Texte.“

Verweise und Spiegelungen

Es ist allerdings nicht nur eine einfache Metaebene, die damit eingebaut ist, sondern eine mehrstufige, aus vielfachen Verweisen und Spiegelungen bestehende. Denn Meander, dessen sprechender Name für die mäandernde Erzählung steht, für die vielfachen Brüche, Abbrüche und neuen Anfänge dieses Textes, ist nicht nur selbst Autor. Er schreibt an einem ganz besonderen Manuskript, nämlich einem über den Autor Herman Melville. Zwischendurch scheint er es aufgrund seiner Selbstzweifel und Schreibblockaden vernichten zu wollen, doch entscheidet er sich schließlich dagegen. Und so könnte der Text des Romans „Melville verschwindet“ von Thomas Lang also identisch sein mit dem von Melville handelnden Manuskript Meanders, der neben Melville zweiten Hauptfigur in ebendiesem Roman.

Der Roman handelt also von sich selbst, und das Schreiben ist sein selbstreferentielles Thema. Und da es als ein prekäres geschildert wird, stellt Lang die auch für ihn selbst zweifellos existenzielle Frage, ob und wenn ja wie eine literarische Kommunikation überhaupt möglich ist und was der Antrieb für das Schreiben sein mag. Eine Antwort findet er im Schmerz, denn beide, Meander und Melville, haben eigene Kinder verloren.

„Die Kraft kommt angeblich von demselben Ort, an dem der Schmerz sitzt. Vielleicht ist es das, was ich suchte: den Ort der Kraft Melvilles. Und wo er sie verloren hat. Ich weiß: Der

Satz gilt dann auch für mich. Ich will die Schmerzorte aufsuchen. Doch ich fürchte mich. Habe ich deshalb aufgehört mit dem Schreiben, habe ich es vorgezogen, dem Leben vorzuwerfen, es sei ungerecht zu mir gewesen? Habe ich die Schwäche vorgezogen, weil es Konsequenzen hat, in seiner Kraft zu sein? Wie gefährlich ist es wirklich, dem eigenen Inneren zu folgen – für einen selbst, für andere?“

Schuld und Selbsttherapie

In beiden Fällen bleibt der genaue Verlauf der diesen Schmerz auslösenden Todesfälle unklar. Melvilles Sohn Malcolm stirbt im Alter von 18 Jahren an einem selbst ausgelösten Pistolenschuss. Ob es sich dabei um einen Selbstmord gehandelt hat, konnten die Biografen Melvilles nicht herausfinden, und auch Lang lässt diese Frage offen.

Aus den Erinnerungen des fiktiven Meander an Nicola, seine sehr schmerzhaft vermisste und betrauerte Tochter, erfährt man, dass diese schon zu Lebzeiten häufig unangekündigt verschwand. Man findet sie schließlich in einem Bach. Die genaueren Umstände, so er sie denn weiß, sind nicht Teil der Aufzeichnungen Meanders, sehr wohl aber die Frage nach seiner Schuld an diesem tragischen Ereignis. Hätte er besser auf sie aufpassen müssen? Hätte er sie intensiver suchen sollen? Auch über Melvilles Schuld am Tod des Sohnes spekuliert Meander. Es ist eine weitere Spiegelung der Erzählebenen, und das Schreiben beider lässt sich wohl auch als ein Versuch der Selbsttherapie verstehen. Der zugleich eine Suche nach sich selbst ist, ein Versteckspiel vor sich und vor anderen:

„Darum geht es doch in allem, was Melville tat oder schrieb: unterzugehen. Unsichtbar werden. Ich stelle mir vor, wie all die Maskenmenschen eines Tages, wenn alles vorüber ist, entscheiden, ihre Masken lieber nicht vom Gesicht zu nehmen. Wie wir uns schnell daran gewöhnen, jeder für sich zu bleiben, vorsichtig und misstrauisch in unserer Verletzlichkeit [...]. Für jemanden wie mich ist eine Zeit der Masken eine ehrliche Zeit. Die Zeit des Schreibens war nicht ehrlich, weil ich jemanden [...] demaskieren wollte. Inzwischen habe ich gelernt: Die Maske erst zeigt dir das wahre Gesicht.“

Eine voraussetzungsreiche Lektüre

Langs Roman ist eine Herausforderung. Er kombiniert historische und fiktionale Handlungselemente, realistische und traumartig-surreale Passagen. Phasenweise übernehmen Nebenfiguren die Erzählerrolle, wie der deutschstämmige August Heimbürger, Bruder des historischen Zauberkünstlers Alexander Heimbürger, der in „Moby Dick“ ein einziges Mal kurz erwähnt wird. Viele weitere Figuren tauchen unvermittelt auf und verschwinden wieder, und es fällt oft schwer, sie in den Verlauf der Handlung einzuordnen. Wohl auch, weil einem beim Lesen die Kontexte fehlen. Vielleicht wüsste man sie, hätte man eine Biografie Melvilles gelesen – aber wer hat das schon?

Vielleicht zielt Lang zu hoch, indem er das ereignisreiche Leben eines Autors wie Melville, dessen umfängliches Werk und eine diese Themenkomplexe rahmende, selbstreflexive Erzählung umspannen will, mit Nebensträngen, die in einer Rezension wie dieser erst gar keinen Platz haben. Dennoch: Es ist beeindruckend, wie es Lang gelingt, Melvilles Leben mit dessen literarischen Stoffen zu verknüpfen und mit den Erinnerungen Meanders eine narrative, poetologische Reflexion hinzuzuerfinden. Melville selbst hat erst nach seinem Tod ein größeres Publikum und die ihm gebührende, literarische Anerkennung gefunden. Viele

seiner Texte verweigern sich bis heute einer einfachen Lektüre. Man möchte Thomas Langs voraussetzungsreichem, wenig selbsterklärenden Roman kundige Leserinnen und Leser wünschen – und diesen, dass sie wissen, worauf sie sich einlassen.